

# „Frucht ohne Liebe“

Ein ernstes Problem — ein schlechter Film

Hin und wieder taucht plötzlich ein Problem in den Zeitungen und Zeitschriften auf, das eine Fülle von außerordentlich schwierigen Fragen mit sich herumschleppt: das Thema der sogenannten künstlichen Befruchtung. Das Ganze ist eine durchaus ernsthafte Angelegenheit. Es wird berichtet, daß sie schon in vielen tausend Fällen, z. B. der Unfruchtbarkeit des Ehegatten, angewandt worden ist.

Aber die folgenreichen juristischen, ethischen und religiösen Fragen sind so kompliziert, daß an diese Dinge nur mit äußerster Vorsicht und Delikatesse hergegangen werden kann. Um nur auf einige Punkte aufmerksam zu machen, ohne das Thema damit zu erschöpfen:

Der „Materialdienst“ (Beilage der Zeitschrift „Arbeit und Besinnung“, Mai 1954) berichtet z. B. folgenden Vorgang: „In Dänemark war an einer Ehefrau mit Zustimmung des Mannes eine künstliche Befruchtung durch einen unbekanntem Keimzellenspender vorgenommen worden. Schon während der Schwangerschaft entwickelte sich aber bei dem Ehemann ein Haßkomplex gegen das werdende Kind, das ihm „zum Symbol seiner eigenen Schwäche geworden war“. Das führte zu einer Zerrüttung der Ehe, die mit der Scheidung endete. Das Kind kam unerwünscht und vaterlos zur Welt, und seine Rechtsstellung bereitete den dänischen Juristen Kopfzerbrechen. Die vorläufige Lösung, daß das Kind bis zum Erlaß gesetzlicher Bestimmungen über die künstliche Zeugung überhaupt keinen gesetzlichen Vater haben soll, ging zu Lasten des Kindes. Der Arzt aber, der die künstliche Befruchtung empfohlen hatte, will nach dieser Erfahrung nie wieder zu diesem Weg raten.“

Schon dieser eine Bericht zeigt die Fülle ungehörter Komplikationen und ungeklärter Fragen auf. Was werden die Kinder sagen, wenn sie später über den Vorgang ihrer künstlichen Zeugung aufgeklärt werden? Was sind das eigentlich für Männer, die sich für diese künstliche Besamung zur Verfügung stellen? Wer garantiert, daß nicht Verwandtenehen auf diese anonyme Verfahrensweise durchgeführt werden? — Fragen über Fragen.

Interessant ist die Stellungnahme der katholischen Kirche. Papst Pius XII. hat in einer Rede, die er am 29. Oktober 1951 hielt, folgendes ausgeführt: „Wenn man die körperliche Vereinigung der Ehegatten bloß als eine organische Funktion ansehen wollte, um den Samen in den Mutterschoß gelangen zu lassen, so hieße das, das Heiligum der Ehe in ein biologisches Laboratorium umwandeln. Daher haben wir in Unserer Ansprache an den Internationalen Kongreß katholischer Ärzte am 29. September 1949 ausdrücklich die künstliche Befruchtung abgelehnt. Der eheliche Akt ist in seiner natürlichen Funktion etwas Persönliches, ein unmittelbares Zusammenwirken

der Ehegatten, das durch die Natur des Handelnden und die Eigenheit der Handlung der Ausdruck des gegenseitigen Sichschenkens ist und dem Wort der Schrift gemäß das Einswerden ‚in einem Fleisch allein‘ bewirkt. Das ist viel mehr als die Vereinigung von zwei Keimen, die auch künstlich getätigt werden kann, also ohne die natürliche Handlung der Gatten.“

Die Bischöfe der lutherischen Kirche in Schweden lehnten in einem Hirtenbriefe mit dem (wenigstens heute noch in Deutschland erstaunlichen) Titel „Ein Brief in eines Volkes Lebensfrage“ die künstliche Befruchtung ebenfalls eindeutig ab.

### Zum Tier herabgewürdigt

Bischof Dibelius, der Vorsitzende des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, schreibt: „Jede Art von künstlicher Befruchtung ist ein widernatürlicher Vorgang. Er mag bei Tieren statthaft sein, deren Leben ganz und gar an Triebe und Instinkte gebunden ist. Was aber den Menschen zum Menschen macht, ist das geistige Leben, das die Instinkte beherrscht und sie dem Willen Gottes unterwirft. Dazu gehört nicht zuletzt, daß der Mensch die Schranken anerkennt, die seiner Natur durch den Schöpfer gestellt sind. Wo ihm die Natur aber etwas versagt hat, da muß er das als den Willen des Schöpfers anerkennen und der Gewißheit leben, daß seine Lebensaufgabe auf einem anderen Gebiet liegt. Indem er dann diese andere Aufgabe mit entschlossenem Willen bejaht, erfüllt er seine Bestimmung.“

Wenn die künstliche Befruchtung überhand nähme, wäre die Herabwürdigung des Menschen zu einer tierischen Kreatur vollendet. Es gibt zu denken, daß die Anpreisung der künstlichen Befruchtung zu gleicher Zeit aus dem bolschewistisch gewordenen Ungarn und aus der amerikanischen Welt gemeldet wird. Der Geist, gegen den wir kämpfen, geht über die ganze Welt, und wer ein evangelischer Christ ist, weiß sich zum Kampf gegen diesen Geist gefordert.“

Zur Erläuterung dieser Ausführungen sei ein Wort zitiert, das Magda Ligetti, Referentin im ungarischen Unterrichtsministerium, schon 1948 gesprochen hat und das in seiner eiskalten Brutalität uns wirklich die Augen für die Gefährlichkeit dieses Themas öffnen sollte. Die kommunistische Beamtin schreibt:

„Der Sowjetstaat wird in Zukunft nicht alles den Launen der Natur überlassen, er wird Ordnung schaffen im weiblichen Schoß. Die Gesetze der Pflanzen- und Tierzucht sind uns bekannt; wir erstreben nun die wissenschaftliche und praktische Menschenzucht. Wir werden nur mit auserlesenen Edel Exemplaren züchten; diese werden nie eine Frau zu Gesicht bekommen. Das mag grausam sein, aber die natürliche Fortpflan-

zung ist eine nicht mehr zu verantwortende Materialverschwendung. Auch die Frauen werden sich mit dieser neuen Ordnung der Dinge abfinden. Sie erhalten ausschließlich ärztlich-wissenschaftlich garantierte Individuen eingesetzt. Lediglich die zum Tode verurteilte bürgerliche Rasse und das auf tiefstem Niveau stehende europäische Bauerntum werden sich widersetzen — aber schließlich wird sich die große Masse auf Grund nüchterner Überlegung der neuen Ordnung unterziehen.“

### So geht es nicht!

Und nun kommt eine Filmproduktion, greift dieses Thema auf und macht einen abendfüllenden Spielfilm daraus. Dabei vergißt sie zunächst einmal, daß der Kinoraum wirklich die allerletzte Stelle ist, an der dieses gefährliche und unklare Problem angesprochen werden kann. Ein Gremium der Fachleute aller Sparten ist gerade gut genug für die Behandlung der von uns kurz skizzierten Fragen. Das schmutzige Grinsen halbwegsiger Kinobesucher gibt allerdings auf keinen Fall das richtige Publikum ab. Wir wollen dabei den Männern, die diesen Film „Frucht ohne Liebe“ gemacht haben, das gute und ehrliche Wollen gar nicht absprechen. Aber sie haben in sträflicher Weise fahrlässig gehandelt.

Vielleicht könnten wir uns irgendwie über diesen filmischen Versuch verständigen, wenn hohe künstlerische Kraft den Film gestaltet hätte. Aber das kann auch der wohlwollendste Kritiker nicht behaupten wollen. Das Produkt, das wir auf der geduldrigen Leinwand sehen, ist ein etwas abgestandener Unterhaltungsfilm mittlerer Qualität geworden. Und das ist entschieden zu billig für den schweren Inhalt.

Im Mittelpunkt des Geschehens steht ein Ar-



## Von Mann zu Mann

### Strafende Vaterhände

Lieber Herr M...!

Sie haben recht! — das ist ein Skandal. Sie haben mir ein Zeitungsblatt zugesandt mit der Überschrift: „Kehrt die Zucht zurück?“ Und weil Sie sich offensichtlich als junger Vater Gedanken über Kindererziehung machen, wollen Sie dazu das Wort eines alten Seelsorgers hören.

Da steht also — in einer christlichen Wochenzeitung!! — schwarz auf weiß unter anderem folgende Geschichte aus England:

chitektenehepaar — seit fünf Jahren glücklich, aber ohne Kinder, verheiratet. Auf Anraten eines Arztes, der sich selbst als Rationalist bezeichnet, sind beide Elternteile (der Mann ist zeugungsunfähig) mit einer künstlichen Befruchtung einverstanden. Die junge Frau fühlt sich Mutter. Und nun treten die merkwürdigsten Ereignisse ein, die man wohl nur als Kinotopp bezeichnen kann. Die Frau geht mit kriminalistischem Scharfsinn auf die Suche nach dem unbekanntem Vater. Sie trifft ihn in einem Pyrenäendorf, wo er hochalpine Abenteuer erlebt. Fast wäre es jetzt zu einem Nachholen des natürlichen Liebesvorganges gekommen. Es wird hochdramatisch und etwas kitschig. Aber das gute Ende bleibt nicht aus.

Wir bescheinigen gern, daß der Arzt und Professor an seinen rationalistischen Maßnahmen irre wird und auch die psychologischen Seiten des Fragenkomplexes in seine Forschungen aufnehmen wird. Aber ein ethisches und menschliches Ziel, vom religiösen Fundament ganz zu schweigen, hat der Film nicht. Er spürt gar nicht, daß jeder Mensch von Gott her ein einmaliges Wesen ist, das letzte Verantwortung vor diesem Herrn trägt. Deshalb muß das Ganze letztlich im Unverbindlichen steckenbleiben.

Es ist schon so, wie Werner Heß, der „Filmbeauftragte der Evangelischen Kirche“, vor dem Drehbeginn meinte, daß hier ein delikates Thema am ungeeigneten Ort mit unzulänglichen Mitteln zur Debatte gestellt werden soll. Und das „Filmtelogramm“ hat sicher recht, wenn es schreibt: „Der Film sollte sich — wegen der besonderen Art seiner Verbreitung und seiner Geschäftspraktiken — davor hüten, Filme über delikate Fragen, wie Homosexualität, Geburtenverhinderung, § 218, künstliche Befruchtung usw., zu produzieren.“

Waldemar Wilken

„Die vierzig Mädchen einer Klasse in Northampton hatten sich verabredet, ihre Lehrerin einmal ‚richtig hochzubringen‘. So begannen sie in der letzten Stunde vor dem Mittagessen eine Flüsterkampagne. Bald wisperte es hier, bald dort, bald war es in der letzten Bank, dann in der ersten gleich hinter dem Rücken des bedauernswerten Fräuleins. Als alle Mahnungen vergeblich waren und Miss Margaret Jeffs, die Lehrerin, nach einer halben Stunde immer noch keinen der flinken Sünder erwischt hatte, ärgerte sie sich nicht länger, sondern legte die ganze Klasse der Reihe nach über die Bank. Die Schule war erst aus, als sich jedes Mädchen ein halbes Dutzend mit dem spanischen Rohr abgeholt hatte.“

Zum Überfluß wird noch berichtet, daß sowohl der von einer Mutter angerufene Richter wie auch die Diskussion in den großen englischen Massenzeitungen für die Beibehaltung des Schulstockes eintraten. Ja, ich meine wirklich

Karfreitag 1947 in einem Lager in der Bergwelt Transkaukasiens, in der sowjetrussischen Unionsrepublik Grusinien.

Am Ende des stacheldrahtumzäunten Lagergeländes eine unbenutzte Baracke aus rohen Steinen und Felsstücken, ohne jede Einrichtung — unser späteres Lagerbad. Abends nach der Arbeit, die uns am Karfreitag nicht erspart wird, versammeln sich dort etwa 40 Kriegsgefangene verschiedenen Alters und verschiedener Herkunft — der evangelische Teil unserer Lagergemeinde. Ein kleiner Tisch, darüber eine graue Schlafdecke, darauf eine Tonvase mit Kiefernzweigen, dahinter an der rohen Steinwand ein kleines Holzkreuz — der Altar.

Unser Lager hat keinen evangelischen Pfarrer. So ist es — in Verwirklichung des „allgemeinen Priestertums der Gläubigen“ — meine Aufgabe, auch diesmal die Stelle des Pfarrers einzunehmen und das Abendmahl auszuteilen. Mir zur Seite steht ein katholischer Ordensgeistlicher, der es sich nicht nehmen läßt, mir, dem „Laien“ der anderen Konfession, Brot und Wein zuzureichen. „Unser Franz“, der — bereits schon hinter den eigenen Linien in Sicherheit — freiwillig in Gefangenschaft ging, weil

### Wie steht es um die Sozialreform?

(Schluß von Seite 6)

man sich freilich vor künstlichen Konstruktionen, vor Verkrampfungen und einem theoretischen Herumdoktern sehr hüten müssen. Die unteren Einheiten, wie z. B. die Familien, sind heute so ausgepreßt und ausgepowert, daß sie erst wieder durch echte staatliche Besinnung und Hilfeleistung fähig gemacht werden müssen, ihre natürlichen Aufgaben zu erfüllen. Es ist ziemlich müßig, über den „Sog zum Wohlfahrtsstaat“ zu zetern, solange eben der Staat sich in vielen Dingen und nicht zuletzt in Finanzfragen als ungemein einnahmefreudig und stellenweise als sozial unterterminierend darstellt.

Martin Donath

(Ein abschließender Artikel folgt.)

## ALLE AN EINEM ALTAR

Ein Bericht von Herbert Münther

er als Sanitäter seine Verwundeten nicht alleinlassen wollte! Bereitwillig hat er für unsere evangelische Abendmahlsgemeinde Brot und Wein, zunächst für die katholische Messe bestimmt, abgegeben und sich entschuldigt, daß er selbst uns nicht das Abendmahl reichen dürfe, weil er sonst mit seiner Kirche in Konflikt kommen würde!

Und nun: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Wir erfahren es auch im Kaukasus, unter ganz ungewöhnlichen, so ganz „unkirchlichen“ Verhältnissen. Ich erinnere mich an das, was mein Konfirmator in Schlesien uns damals zum Verständnis des Abendmahles mitgab, und gebe es nun an unsere kleine Gemeinde weiter: „Wir brauchen Jesus Christus“ und „Wir wollen ihn haben“. Und ich weiß, mit dieser Erkenntnis — vielleicht manchmal auch mehr gehäht als klar erkannt — sind sie gekommen, alle, die da vor dem Altar knien: der junge SS-Mann wie der ältere Oberzahlmeister, der Polizeireservist wie der Leutnant des Heeres. Niemand hat sie hierher kommandiert, sie sind freiwillig gekommen, aus innerem Verlangen, den Frieden mit Gott zu suchen.

Am Schluß unserer Feier bilden wir einen Kreis, und ich spreche den Vers, den der jüngere Zinzendorf einst schrieb:

„Die wir uns allhier beisammenfinden, schlagen unsre Hände ein, uns auf deine Marter zu verbinden, dir auf ewig treu zu sein; und zum Zeichen, daß dies Lobgetöne deinem Herzen angenehm und schöne, sage Amen und zugleich: Friede, Friede sei mit euch!“

Und Franz, unser katholischer Bruder, ist einbezogen. Er gehört ohnehin zu uns wie wir zu ihm.

Unser Lager kennt seit Monaten bei den Gottesdiensten keine Trennung zwischen den

Konfessionen. Wir haben — ausgenommen eine in Abständen gehaltene Messe für die katholischen Kameraden — nur einen Lagergottesdienst, der alle vereinigt: die Evangelischen aller Richtungen und Freikirchen wie die Katholiken. Meist habe ich die Predigt zu halten — mein Neues Testament ist mir bei der ersten großen „Fitzung“ des Lagers im Sommer 1945 auf wundersame Weise erhalten geblieben —, und Franz, der katholische Priester, hält die Liturgie. Ein evangelischer Leutnant läßt es sich nicht nehmen, in jedem Gottesdienst das Glaubensbekenntnis zu sprechen: ein Glaubensbekenntnis für die ganze Gemeinde. „... eine heilige, allgemeine, christliche Kirche...“

Wir halten die Gottesdienste zuerst in der unbenutzten Baracke, meist bei spärlicher Beleuchtung — wie notwendig und praktisch sind die selbstgebastelten Öllämpchen! —, später, in den kalten Wintermonaten, ab und zu auch in voll belegten Baracken, mitten unter den dort auf ihren Holzpritschen ruhenden Kameraden, dann häufig im „Klubraum“ des Lagers (den ja jedes Lager haben muß), wobei dann dort unser Holzkreuz regelmäßig unter dem Bild von Karl Marx hängt.

Wie es zu diesen gemeinsamen Gottesdiensten kam?

Eines Tages, im Sommer 1946, suche ich mit Einverständnis einiger evangelischer Kameraden den Sanitäter Franz auf, der schon eine katholische Gemeinde gesammelt hat, und schlage ihm vor, Gottesdienste für beide Konfessionen gemeinsam zu halten. Dabei erzähle ich ihm, was ich einmal vor Jahren in dem Oberlin-Roman von Friedrich Lienhard las: wie der evangelische Pfarrer Oberlin im Steintal mit einem katholischen Amtsbruder, der auf der Flucht vor den französischen Revolutionsgendarmen bei ihm Unterschlupf sucht, zu ihrer beider Verwunderung die Entdeckung

macht, daß der eine nicht an Luther und der andere nicht an den Papst, sondern daß beide an Jesus Christus glauben! Auf dieser Grundlage einigen wir beide, Franz und ich, uns schnell, und die Vereinbarung gemeinsamer Gottesdienste halten wir — mit einer kürzeren Unterbrechung Anfang 1948 — treulich, bis Franz im Sommer 1948 in ein anderes Lager verschickt wird — nein, sogar darüber hinaus. Denn auch nachher kommen die katholischen Kameraden in unsere allgemeinen Gottesdienste, von ihrem Priester vor seinem Weggang ausdrücklich dazu angehalten. Und sie hören dem zu, was ich als evangelischer Laie vom Evangelium her zu sagen habe, und wir erkennen in manchem Gespräch — auch auf der Arbeitsstelle, wenn das „Tempo“ es zuläßt —, daß es derselbe Herr Jesus Christus ist, der uns zusammenführt.

Haben wir nicht damals mehr als heute etwas davon gewußt, was der Liedvers sagen will:

„Eine Herde und ein Hirt!

Wie wird dann dir sein, o Erde...?“

Jedenfalls habe ich auch später, als ich in andere Lager der Sowjetunion kam, noch manches Mal mit katholischen Kameraden eine herzliche Verbundenheit des Glaubens gehabt, bis hin zum gemeinsamen Lesen der „Herrnhuter Losungen“, die eines Tages aus Berlin über die 4 000 km Entfernung hinweg in unsere Bergwelt ihren Weg fanden; die einzige gedruckte Sendung übrigens — außer Zeitungen und Büchern östlicher Färbung —, die uns jemals aus der Heimat erreichte. Die „Losungen“ waren zusammen mit Weihnachtshäften für Kriegsgefangene von dem damaligen Oberkirchenrat D. Krummacher aus Berlin an die Lager in der Sowjetunion gesandt und dort tatsächlich ausgegeben worden.

Im Durchgangslager Friedland war dann der letzte gemeinsame Gottesdienst — eine Christnachtfeier am Abend des 23. Dezember 1949. War es wirklich der letzte gemeinsame Gottesdienst? Wie heißt es doch im 10. Kapitel des Johannes-Evangeliums? „... und wird eine Herde und ein Hirt werden.“

# Dankbrief an Mozart

Lieber Herr Kapellmeister und Hofkompositeur!

Da hat nun jemand den kuriosen Gedanken gehabt, mich aufzufordern, für seine Zeitung einen „Dankbrief an Mozart“ zu schreiben. Ich habe zuerst den Kopf geschüttelt und schon nach dem Papierkorb geblickt. Aber wenn es sich um Sie handelt, kann ich nur in den seltensten Fällen widerstehen. Und haben Sie selbst zu Ihren Lebzeiten nicht auch mehr als einen ein bißchen ausgefallenen Brief geschrieben? Also warum nicht? Dort, wo Sie jetzt sind, weiß man freilich — unbehindert durch Raum und Zeit — sicher mehr voneinander, als es uns hier möglich ist. Und so zweifle ich eigentlich nicht daran, daß es Ihnen längst bekannt ist, wie dankbar ich Ihnen, fast solange als ich zurückdenken kann, gewesen bin und immer wieder werde. Aber eben: Warum sollten Sie das nicht auch einmal schwarz auf weiß zu Gesicht bekommen?

Zwei Entschuldigungen müssen vorangehen. Die eine deswegen, weil ich einer von den Protestanten bin, von denen Sie einmal gesagt haben sollen, was es mit dem Agnus Dei, qui tollis peccata mundi (Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegträgt) auf sich habe, könnten wir wohl nicht so recht verstehen. Entschuldigen Sie: Wahrscheinlich sind Sie jetzt auch darüber besser unterrichtet. Aber ich will Sie nicht mit Theologie plagen. Stellen Sie sich vor, daß ich letzte Woche allen Ernstes von Ihnen träumte, und zwar dies: Ich hätte Sie (mir unerklärlich, aus welcher Notwendigkeit) zu examinieren gehabt, hätte aber zu meiner Betrübnis (weil ich doch wußte, daß Sie unter keinen Umständen

durchfallen dürften) auf meine Frage, was „Dogmatik“ und „Dogma“ sein möchte, trotz freundlichstem Hinweis auf Ihre Messen — die ich besonders gern höre! — keinerlei Antwort von Ihnen erhalten!! Wollen wir diesen Punkt fröhlich auf sich beruhen lassen?

Viel schwieriger ist etwas anderes. Ich habe von Ihnen gelesen, Sie hätten sich schon als Kind nur über das Lob von Kennern freuen können. Wie Sie wissen, gibt es in diesem Erdental nicht nur Musiker, sondern auch Musikwissenschaftler. Sie selbst waren beides. Ich bin keines von beiden, spiele kein Instrument und habe von Harmonielehre oder gar von den Geheimnissen des „Kontrapunktes“ keine blasse Ahnung. Die Musikwissenschaftler insbesondere, deren Bücher über Sie ich — im Begriff, eine Festrede für Ihren Geburtstag zu verfassen — zu entziffern versuchte, machten mir richtig Angst. Ich habe übrigens, auf die Resultate dieser Forscher gesehen, die ernste Sorge, daß ich, wenn ich jung wäre und dieses Studium aufnehmen könnte, auch mit einigen der Bedeutendsten von Ihren theoretischen Interpreten in ähnlicher Weise in Konflikt geraten würde, wie es mir vor 40 Jahren mit meinen theologischen Meistern gegangen ist. Aber wie dem auch sei: Wie soll ich Ihnen unter diesen Umständen als Kenner danken, Ihnen also Freude machen können?

Ich habe nun aber zu meinem Trost auch das von Ihnen gelesen, daß Sie manchmal auch ganz bescheidenen Leuten stunden- und stundenlang vorgespielt hätten, nur weil Sie irgendwie merkten, daß es denen Freude machte, Sie spielen zu hören. So, nur eben mit einem immer wieder erfreuten Ohr und Her-

zen hörte und höre ich Sie spielen. So naive tue ich das, daß ich nicht einmal sicher sagen kann, in welcher von den 34 Perioden, in die Wjzewa und St. Foix Ihr Leben und Ihr Werk eingeteilt haben, Sie mir am nächsten sind. Sicher, sicher, so um 1785 begannen Sie ganz groß zu werden. Aber gelt, Sie selbst ärgere ich nicht, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich nicht erst „Don Juan“ und Ihre letzten Symphonien, nicht erst die „Zauberflöte“ und das Requiem, sondern schon die Haffner-Serenade und das elfte Divertimento usw., ja eigentlich schon „Bastian und Bastienne“ un-



möglich ohne richtige Bewegung anhören kann und auch immer wieder anhöre — daß Sie mir also nicht erst von c' an interessant und lieb sind, wo man Sie als „Vorläufer“ von Beethoven rühmen kann! Was ich Ihnen danke, ist schlicht dies, daß ich mich, wann immer ich Sie höre, an die Schwelle einer bei Sonnenschein und Gewitter, am Tag und bei Nacht guten, geordneten Welt versetzt und dann als Mensch des 20. Jahrhunderts jedesmal mit Mut (nicht Hochmut!), mit

Tempo (keinem übertriebenen Tempo!), mit Reinheit (keiner langweiligen Reinheit!), mit Frieden (keinem faulen Frieden!) beschenkt finde. Mit Ihrer musikalischen Dialektik im Ohr kann man jung sein und alt werden, arbeiten und ausruhen, vergnügt und traurig sein, kurz: leben. Sie wissen jetzt noch viel besser als ich, daß dazu noch mehr nötig ist als auch die beste Musik. Aber es gibt Musik, die dem Menschen (nachträglich und beiläufig!) dazu hilft, und andere, die das weniger tut. Die Ihrige hilft dazu. Weil das zu meiner Lebenserfahrung gehört — ich soll 1956 siebenzig Jahre alt werden, während Sie jetzt als 200jähriger Patriarch unter uns wandeln würden! — und weil ich meine, daß unser immer obskurer werdendes Saeculum gerade Ihre Hilfe nötig hätte — darum bin ich dankbar dafür, daß Sie da waren, daß Sie in den paar kurzen Jahrzehnten Ihres Lebens gerade nur rein musizieren wollten und musiziert haben und daß Sie in Ihrer Musik lebendig noch da sind. Glauben Sie es nur, daß viele, viele Ohren und Herzen, gelehrte und ungelehrte, wie die meinigen, Sie noch und wieder und wieder gerne hören — nicht nur in Ihrem Jubiläumsjahr!

Wie es mit der Musik dort steht, wo Sie sich jetzt befinden, ahne ich nur in Umrissen. Ich habe die Vermutung, die ich in dieser Hinsicht hege, einmal auf die Formel gebracht: Ich sei nicht schlechthin sicher, ob die Engel, wenn sie im Lobe Gottes begriffen sind, gerade Bach spielen — ich sei aber sicher, daß sie, wenn sie unter sich sind, Mozart spielen und daß ihnen dann doch auch der liebe Gott besonders gerne zuhört. Nun, die Alternative mag falsch sein. Und Sie wissen auch darüber ohnehin besser Bescheid als ich. Ich erwähne es nur, um Ihnen figürlich anzudeuten, wie ich es meine.

Und so wirklich der Ihrige

Karl Orantl

KBA 693